

Florian Höllerer

### **Hausach liegt am Meer**

Laudatio auf José F.A. Oliver

zum Kulturpreis Baden-Württemberg 2007

Hausach, meine sehr verehrten Damen und Herren, Hausach liegt am Meer. Und damit liegt Hausach, Sie wissen Geburtsstadt und Wohnort des heutigen Preisträgers, damit liegt Hausach in guter Gesellschaft. Böhmen zum Beispiel ist in der gleichen Lage. Böhmen liegt am Meer, seit Shakespeare in seinem späten Romanzenstück *The Winter's Tale* in einer Szenenanweisung von »Bohemia« als »A desert country near the sea spricht«, »Böhmen, eine wüste Gegend am Meer«: ein Fehler in Anführungszeichen, der sich in der Folge durch die europäische Literaturgeschichte zieht und Böhmen/la Bohême zu einem legendären Ort poetischer Entrücktheit macht; sei es bei Charles Nodier oder bei Ingeborg Bachmann. Das erschriebene Meer, das von Autor zu Autor, von Buch zu Buch wogt, dieses Meer teilt Böhmen sich mit der Küste des Schwarzwalds:

Georges-Arthur Goldschmidt schreibt:

»Alles ist Meer, nirgends ein Bruch; vom höchsten Norden bis zum tiefsten Süden erlauben dieselben Fluten eine stetige Fahrt. So ist es auch mit den Sprachen: Dasselbe Gewässer, von anderen Ufern besehen, erlaubt die unendliche Reise rund um die Welt, ohne das Schiff zu verlassen, die Reise von Sprache zu Sprache. Abends auf See ein Wolkenband, weit entfernt, der Gipfel einer Insel, die sich eines Morgens aus den Fluten erhebt, und doch ist man immer auf See. Sprache ist, was zwischen den Sprachen auftaucht, und ist doch die See selbst, die uns trägt.«

José Oliver verwendet Goldschmidts Sätze als Motto für seinen Vortrag *Dichtung und Nachhall*, der auch in den jüngst erschienenen Essayband *Mein andalusisches Schwarzwalddorf* Eingang fand. Für Olivers poetisches Verfahren ist es ein zentraler Gedanke: Die Nationalsprachen als etwas Durchlässiges, Wörter, die sich über Sprachgrenzen hinweg vereinigen, eine Dynamik, deren Ausgangspunkt der Klang der Worte, ihr Rhythmus, ihre Musikalität ist:

»im wort sei klangherkunft/ laut-  
vermächtnis  
von stille zu stille  
ausbewegt [...]«

– heißt es im Gedicht *Monterrey, (königs berg?)*, aus dem Band *fernlautmetz*;

José Oliver – ein Alchimist der Klänge, seine Sprache – »Wassersprache«:

**wassersprache**

la mar machte  
 kindsmäuler lachen

el mar  
 war schambleiche trauer  
 der väter

dem meermann  
 die meerin

so das der Mutter gewidmete Gedicht des frühen Bandes *austernfischer marinero vogelfrau*. Das Meer um Hausach oszilliert zwischen den Sprachen und den Geschlechtern, das Meer wird die Meerin, der Meermann, der Meer, wird angesteckt vom dem androgynen Meer der andalusischen Fischer. »Die Madrider kennen nur die Hälfte des Meeres«, so der Großvater in der Erinnerung José Olivers. »Denn sie sagen ausschließlich *el mar*. Wir Fischer in Andalusien aber, wir holen die Netze ins Überleben, und dabei verändert sich das Wort. Wenn wir im Morgengrauen zurückkehren und die Netze sind voll, dann sagen wir *la mar*. Kommen wir jedoch aus einer Nacht, die uns mit leeren Körben nach Hause gehen lässt, dann erst sagen wir *el mar*.«

In solchen Passagen deutet sich an, wie viele von José Olivers Bildern, gerade Leitmotive wie ‚Wassersprache‘, Erinnerungsbilder sind, Erinnerungen an den Blick des Großvaters, vor allem aber an den Blick der Eltern und Erinnerungen an den eigenen Kinderblick auf die Eltern – den Vater, der als Hutmacher aus Málaga in den Schwarzwald kam und Andalusien doch nie wirklich verlassen hatte, da er in den bis zum Horizont wogenden schwarzgrünen Tannen stoisch ein »grünes Meer« sah; die Mutter, die ebenso stoisch jeden Sonntag Paella auf den Tisch stellte, bis ein Hungerstreik der neidisch auf die alemannischen Nachbarn blickenden Kinder sie zum Einlenken und Umlernen auf Kotelett und Spätzle zwang. – Und das wiederum zu einem Zeitpunkt, wo die erste Spanienurlaubswelle auch den Schwarzwald erfasste und die Hausacher Urbevölkerung die Paella als importiertes Touristengut für die eigenen Mittagstische entdeckte.

Endlos will man José Oliver zuhören, wenn er solche Kindheitsgeschichten alemannisch-andalusischer Dialektik erzählt oder aus dem neuen Essayband liest. Und doch bleibt immer deutlich, dass die plakative Idyllik des Titels – *Mein andalusisches Schwarzwalddorf* – auch trägt. Ilija Trojanow legt sehr deutlich den Finger auf diese Wunde: »José Oliver macht immer wieder nachfühlbar, nachspürbar, wie unsinnig die Diskurse über Anpassung und Multikulturalität ausfallen, weil sie von steifen Modellen reibungsloser Verzahnung ausgehen. Dabei verwandeln sich die gestikulierenden Hände der Realität schnell

in ‚ausgesuchte Ohrfeigen der fremdem Heimat.’ Verlust, Schmerz und Kampf sind Alltäglichkeiten eines Dialogs, der sich traut Verwirrung zuzulassen. ‚Im vertrauten Trotz ein Fetzen Heimat’.«

Solche Unauflösbarkeit prägt nicht allein Leben und Person, sondern in eigenwilliger Weise das Werk: »Jedes / bildgedächtnis ist 1 bildbrand [...]«, heißt es im neuesten Gedichtband *unterschlupf*. Das Gedicht trägt den Titel *chirurgisches gedicht. 1 eingriff 1 weiterleben* und nimmt den zehnten Todestag des Vaters zum Ausgangspunkt. »Jedes / bildgedächtnis ist 1 bildbrand [...]« – tatsächlich ziehen sich Bilderinnerungen wie eben das »grüne meer« (und das ist nur *ein* Beispiel) als Bildbrände durch das gesamte Werk, so unberechenbar, so sprachflackernd, das für idyllisierende Gefälligkeit kein Raum bleibt: Etwa als »MEHRGRÜN« (mit h) in »finnischer wintervorrat« oder als »Sei ozean / den adern der blätter« aus dem erwähnten Band *Austernfischer Marinero Vogelfrau* (1997) oder noch zehn Jahre früher in José Olivers Debütband *Auf-Bruch* als Ineinander von [Zitat] »seichthem Algengrün« und »schneevertwehten Hängen«. Die beiden letztgenannten Bände sind übrigens noch, gemeinsam mit *Heimatt und andere Fossile Träume* (1989), *Weil ich dieses Land liebe* (1991) und *Gastling* (1993) im kleinen Verlag *Das Arabische Buch* erschienen, der sie auch alle bis heute lieferbar hält und nachdruckt. Für diese Bücher wurde José Oliver bereits 1997 mit dem Adelbert-von-Chamisso-Preis ausgezeichnet. Alle neueren Werke, also *fernlautmetz* (2000), *nachtrandspuren* (2002), *finnischer wintervorrat* (2005), *unterschlupf* (2006) sowie den Essayband *Mein andalusisches Schwarzwalddorf* veröffentlichte der Suhrkamp Verlag. Als Lyrisches Intermezzo zwischen den beiden Verlagsphasen finden Sie noch den Band *Duende*, eine Ballade in drei Sprachversionen: spanisch, deutsch und (tatsächlich) alemannisch.

»Jedes / bildgedächtnis ist 1 bildbrand [...]« - das könnte auch Motto sein für das folgende Gedicht aus *finnischer wintervorrat*, das ich Ihnen in Gänze vorlesen möchte. Ausgelöst wurde es – José Oliver spricht darüber in einem Vortrag, den er 2002 als Gastprofessor am Bostoner MIT gehaltenen hat – ausgelöst wurde das Gedicht ebendort durch den Blick auf ein Filmplakat, ein Plakat zu Film *Ali*.

**wie, eine erinnerung**

wie ich heute nicht mehr weiß  
     wie der kampf  
         wie lang die runden  
             wie er  
                 wie er den namen  
                     wie vater den namen  
                         wie er den namen spanisch  
                             wie er am abend zuvor  
                                 wie er den wecker  
                                     wie er aufgestanden  
   wie er mich geweckt  
   wie ich erwachsen  
   wie erwachsensein eine uhrzeit  
 wie erwachsensein ein paar runden  
     wie afrika ins wohnzimmer  
         wie mutter noch schlief  
             wie er sein bier  
                 wie er im unterhemd  
                     wie er mit jedem schlag  
                         wie er kommentierte  
                             wie er mir jeden schlag  
                                 wie jeder schlag  
 wie jeder schlag erwachsensein  
     wie das bild schwarzweiß  
         wie er den großen helden  
             wie wir den helden  
                 wie er mein großer held  
                     wie er später zur arbeit  
                         wie er mutter noch  
                             wie er mir durch die haare  
                                 wie nachts  
                                     wie ich nachts erwachsen  
   wie jeder schlag  
 wie jeder schlag erwachsensein  
     wie Muhammad  
 wie Muhammad Ali vorwegnahm  
     wie der kampf ausgeht

Das Gedicht hat die Bewegung einer Proustschen *mémoire involontaire*, einer unwillkürlichen Erinnerung. Das kleine Wort »wie« fällt im Rhythmus der tänzelnden Schritte und der Schläge, spielerisch und kraftvoll zugleich. Es ist dieser Rhythmus, der die Erinnerung vorantreibt: Nicht umsonst heißt das Gedicht auch nicht »wie 1 erinnerung«, sondern, »wie, [Komma] eine erinnerung. »wie« (also das rhythmisierende Moment) gleich eine Erinnerung,

der Rhythmus konstituiert die Erinnerung. Dies ist die eine Seite, über die ich schon sprach: der Sog der Klänge, Duende, die Eigengesetzlichkeit der Bilder.

Es gibt eine andere Seite, die vor allem wollte ich Ihnen anhand des Gedichts kurz vor Augen führen. Das simultane Gegenstück zum ausgelieferten Subjekt, Spielball der Klänge und Töne, sein *alter ego*, das ist das formende Subjekt, der akribisch wahrnehmende, der mit minutiöser Präzision gestaltende »fernlautmetz«, der statt des Steins die Klänge mit dem Meißel bearbeitet. Joachim Sartorius schreibt: »Oliver will den Prozess der Wahrnehmung, das Nennen der Dinge, die dabei entstehenden Töne so präzise wie möglich auf der weißen Seite abbilden. So wird das Gedicht zum Instrument, zum schnaufenden Tier, zum zitternden Kompass. So tauchen auch die Werkzeuge für diese Sprachreisen immer wieder im Gedicht selbst auf: Auge / Aug – oftmals beschworen –, das Ohr, die Gehörgänge, die Porosität des Körpers beim Reisen. Das Auge geht sezierend, fast mikroskopisch vor [...].«

Auch diese Bewegung enthält das gelesene Gedicht, auch so können Sie die Wiederholung des Wortes »wie« lesen: als nuanciertes, zart jede Wahrnehmungsschicht von der anderen trennendes Sezieren. »chirurgisches Gedicht« war jenes andere dem toten Vater gewidmete Gedicht überschrieben: »Jedes / bildgedächtnis ist 1 bildbrand [...].«, auch in diesem Sinne.

Und wenn ich es noch einmal mit einem Lieblingsbegriff Prousts beschreiben darf: »les intermittences du coeur«, die »Zwischenschläge des Herzens«, sie sind es, die das wiederholte »wie«, gerade in seiner Doppelrolle, markiert. Es dringt, noch eine Proustsche Fügung, »zwischen die Worte«, »entre les mots«. Hier liegt José Olivers Lyrik – zwischen den Worten.

Hinzu kommt ein weiterer Aspekt: die Konstitution des Subjekts aus dem Gegenüber, aus dem Du heraus: Der Essayband schließt mit dem Vers: »Ein Ich ins Du gelegt, das mich / sagt im Du«. In *wie, eine erinnerung* erwächst das eigene Bild als Kind, Herzschlag um Herzschlag, aus dem Blick Vater heraus, genau wie das Bild des Vater erst aus dem Blick des Sohnes erwächst.

Die wache Anteilnahme am anderen, am Gegenüber, in dem sich erst das Subjekt zu konstituieren vermag, ist in José Olivers Werk ein zentrales Moment. Deutlich wird es allein schon an der Menge von Widmungsgedichten – konzentrierte Hinwendungen zu Dichtern der Gegenwart und der Vergangenheit, sei es Friederike Mayröcker oder Federico García Lorca, den er wie viele andere spanische und lateinamerikanische Lyriker auch ins Deutsche übersetzte; Hinwendungen zu Dichterfreunden, zu Freunden überhaupt.

Und es ist auch diese wache Anteilnahme am Gegenüber, mit der José Oliver seinem Leser und Zuhörer begegnet. Seine öffentlichen Auftritte ziehen, allein schon durch die Art zu lesen, das Publikum in ein poetisches Gespräch. Und dass José Oliver seine Gedichte vertont und auch singt (es existieren mehrere CDs), gehört genau zu diesem Ernst, zu dieser Mündlichkeit, zu diesem Gespräch.

Diese wache Anteilnahme am Gegenüber, José Oliver nimmt sie mit in die weite Welt, die neben Hausach sein zweites Zuhause ist: nach Kairo etwa, wo er 2004 als Stadtschreiber lebte und vier Wochen lang ein öffentliches und bezauberndes Tagebuch führte; ein Aufenthalt übrigens, der auch im eigenen lyrischen Werk ein vielfaches Echo fand.

Diese wache Anteilnahme am Gegenüber, sie prägt überdies eine Tätigkeit, die seit vielen Jahren selbstverständlicher Teil von José Olivers Leben ist: die von ihm geleiteten Schreibwerkstätten, das über lange Zeiträume konzentrierte Arbeiten mit Jugendlichen.

Und diese wache Anteilnahme am Gegenüber, an Gästen von nah und fern, sie ist auch der Ausgangspunkt jener unglaublichen Erfolgsgeschichte, von der zum Schluss natürlich die Rede sein soll: dem Hausacher Leselenz, – erdacht von José Oliver, gemacht von José Oliver, Jahr um Jahr, aus rein privatem Engagement heraus. Ein Literaturfestival, das dieses Jahr sein 10jähriges Jubiläum gefeiert hat, ein Festival, das seinen Namen wirklich verdient, weil es tatsächlich ein Fest ist, ein Fest, das die Hausacher für mehrere Tage in kollektives Fieber versetzt. Dieses Fieber wäre ohne Vergleich und ohne Beispiel, wenn nicht, ja wenn es nicht, Maß aller Dinge, das Elysium der »Hausacher fasent« gäbe. Ihr, der fasent, gerade im Blick des Kindes, sind in José Olivers Essayband (sage und schreibe) drei von neun Kapiteln gewidmet. Uns Norddeutschen führt ihre Lektüre dramatisch vor Augen, welch entbehrungsreiche, prosaische, ja unglückliche Kindheit wir doch im Norden verbracht haben müssen.

In jedem Fall liegt die Messlatte für Feste hoch. Der Leselenz indes überspringt sie spielend, er schlägt eine ganze Stadt in den Bann der Literatur, bündelt ehrenamtliche Kräfte, mischt die Kalkulationen, lässt Gastwirte, Buchhändler, Bürgermeister, Schüler, Bankdirektoren und jede Menge Freunde an einem Strang ziehen, wartet mit legendären »Literaturf:ahnen« auf, mit Ausstellungen und Installationen, mit Schreibwerkstätten in Schulen und und und – und steht nun da als eines der bedeutendsten und originellsten Literaturfestivals der Republik. Alles andere als ein Regionalereignis, ein internationales Festival, über das der Dichter Ranjit Hoskote im Bombayer *The Hindu* schreibt, ein internationales Festival allerdings mit, wie Selim Özdoğan sagt, »familiärem Charakter«,

eines, das die Weltliteratur subtil in den Hausacher Literaturmikrokosmos einflieht und das vor allem dadurch so modern ist, dass es sich tief in den Köpfen und in den Herzen der Besucher einnistet und dort widerhallt, mindestens ein Jahr.

Und sollten Sie morgen die Burg Hausach besteigen, würden auch Sie im Gemäuer noch die Stimmen der Jubiläums-Nacht der Poesie auf drei Bühnen nachhallen hören, und Sie würden auf den Turm treten, sähen den Sonnenuntergang wie am 16. Juni, hörten die Möwen schreien, von Ferne die Brandung rauschen, hinter Ihnen *a desert country near the sea*, vor Ihnen das leise Tuckern der Hausacher Fischkutter. Und an der Küste sähen Sie eine schwarzgekleidete Figur; ein Austernfischer, dächten Sie zunächst, aber seit wann gibt es im Schwarzwald Austern? – Wahrscheinlich, dächten Sie, wahrscheinlich doch eher ein fernlautmetz

flüsterabstand/ ein maß  
in vorstellbarer nähe

(»sachte zu:flucht sehnen«)  
streicheln stimmen

meerhaut

die blicke ausgelegt  
wie netze

Lieber José Oliver, herzlichen Glückwunsch zum Kulturpreis Baden-Württemberg 2007!